



MARY CRONOS

NAFISHUR

PRAELUDIUM
DARIEL





Da der Roman auch ohne diese Zeilen schon lang genug ist, möchte ich mich an dieser Stelle kurzfassen. Nur auf drei Kleinigkeiten sei hingewiesen:

Zum einen handelt es sich bei Nafishur um eine Geschichte, die aus zwei Perspektiven erzählt wird. Egal für welche Version du dich entscheidest: Auch mit einem Buch wirst du ein rundes Bild haben. Aber erst wer beide Geschichten kennt, wird Nafishur richtig kennenlernen und das eine oder andere Geheimnis etwas früher lüften. Wie bei einem gewissen Videospiel mit stets zwei Editionen habt ihr nun die Wahl mit einem Band zu leben, beide zu kaufen, zu tauschen oder in rege Diskussionen mit den Lesern der anderen Hälfte zu treten.

Zum Zweiten lade ich all meine Leser ein, die schwarz-weißen Pixelgrafiken, die sogenannten QR-Codes auszuprobieren. Dazu ist lediglich ein Smartphone nötig. Es gibt unzählige kostenlose Apps, die diese Codes durch simples Abfotografieren lesen können. Warum das ganze interessant sein könnte? Weil hinter jedem Code ein Link auf meine Website steckt; genaugenommen ein Link zu einer verborgenen Seite innerhalb meiner Website. Dort finden sich dann zusätzliche Informationen, Grafiken, Illustrationen, Grundrisse, Lagepläne, ungekürzte Versionen der Kapitel oder Kommentare von mir zu bestimmten Szenen. Das

Beste: Die Inhalte der Links bleiben nicht beim Alten. Immer wieder gibt es Neues zu entdecken! Also probiert es aus!

Zu guter Letzt möchte ich die Gelegenheit nutzen, um mich zu bedanken. Die Liste derer, die meinen Dank verdienen ist lang: Chrissy und Keks, Miriam und Steph, Aicha und Jacqueline, Anja und auch Anika, Anna, Clari und Simone. Und vor allem meinen lieben Eltern.

Warum ich gerade diesen Menschen so unendlich dankbar für ihre Unterstützung bin? Das wäre der Stoff für einen weiteren Roman. Wer dennoch mehr wissen möchte, kann direkt den Trick mit dem QR-Code im Buch trainieren:



Und ich möchte mich bei all meinen Lesern bedanken und freue mich, euch nun die Hardcover-Version von Nafishur Praeludium anbieten zu können.

Und nun: Viel Spaß in Paris und gute Reise! Wir sehen uns in Nafishur!

Mary Cronos

*Gewidmet
Dr. Peter ›Papa‹ Schucklies
Ewiger Kritiker und geduldiger Helfer*

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XXI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Kapitel XXV

Kapitel XXVI

Kapitel XXVII



»Trice! Lauf!«

Ich starrte fassungslos auf die beiden Männer, die kämpfend über den verdreckten Boden der Gasse rollten. Das war kein einfacher Überfall. Sie kämpften um Leben und Tod. Der Fremde war stärker und schneller – beinahe übermenschlich. Das war deutlich. Aber dennoch gelang es ihm nicht, seinen Gegner auszuschalten. Was blitzte da im Dunkeln auf? Etwas Spitzes ...

»Verdammt, jetzt verschwinde endlich!« Ich konnte nicht verschwinden. Ich war starr vor Schreck. Was zur Hölle war das!? Waren das Zähne?! Und dann diese Augen. Schwarz wie die Nacht. Wie hätte ich *ihn* mit so einem ... Ding allein lassen können?!

»Ich komm schon klar, verdammt! Bring dich in Sicherheit!« Gebannt starrte ich auf die spitzen Zähne, mit denen dieses Monster immer wieder nach *ihm*, nach Jaques, schnappte. »Wie ist das nur möglich?«, flüsterte ich gebannt. Unweigerlich schüttelte ich leicht den Kopf. Wie um die bösen Bilder zu vertreiben.

Lass es nur einen Traum sein. Einen bösen, bösen Traum.

Ich hörte wildes Knurren, dann ein Fauchen.

Ich konnte nur hoffen, dass der Rest unserer Familie inzwischen in Sicherheit war; dass die beiden nicht gezwungen waren zuzusehen. Auch ich wollte kein bloßer Zuschauer sein. Ich wollte fliehen, um Hilfe zu holen, wollte

überleben. Aber was, wenn ich Jaques nie wiedersehen würde, wenn ich jetzt davonlief?

»Bitte Trice ...«, seine Stimme klang nicht mehr kämpferisch, eher müde. Er sagte selten bitte. Das letzte Mal bei der Geburt unserer Tochter. Als er sie halten wollte. *Millie!* Um ihretwillen mussten wir überleben. Sie war doch noch so jung ...

Endlich konnte ich mich bewegen. Die Angst um mein Mädchen trieb meine Füße langsam rückwärts – bis mein Rücken gegen die kalte Wand hinter mir stieß. Ich hielt inne und ließ meine Hände vorsichtig nach hinten gleiten, um mich an der Wand entlang zu tasten; doch meine Hände griffen ins Leere. Mein Blick war noch immer auf die Kämpfenden gerichtet. Irritiert bewegte ich meine Arme hin und her, bis ich etwas zu fassen bekam. Leder ... Knöpfe ... ein Gürtel ...

Ein *Mante*?!

Mein Herzschlag beschleunigte bis ins Unmessbare, während meine Hände weiter tasteten. Ein Mensch! Hilfe! Endlich hilft uns jemand! Beinahe bildete sich vor lauter Erleichterung ein Lächeln auf meinen bebenden Lippen.

Ich wollte gerade zu ihm herumwirbeln und ihn fragen, warum er meinem Mann noch nicht half, sondern hier bei mir stand, da spürte ich zwei Arme, die sich wie ein Schraubstock um mich legten und meinen Rücken unnachgiebig gegen ihren Besitzer drückten. Sie waren stark und eiskalt – so wie alles an ihm. Auf meinem ganzen Körper breitete sich eine Gänsehaut aus.

Er wird uns nicht helfen.

Er ist wie der andere.

Hektisch versuchte ich mich loszureißen. Doch seine Arme bewegten sich nicht einen Zentimeter. Ich wollte schreien, aber ich konnte nicht – dabei hielt der Fremde mir nicht einmal den Mund zu. Es war als lähmte mich seine pure Nähe. Es fiel mir schwer, auch nur zu atmen. Panik stieg in mir auf. Wieder zog und zerrte ich an den Armen. Doch dann

lockerte sich einer der Arme, ein eiserner Griff legte sich um meine Kehle und hielt meinen Kopf geradeaus gerichtet. Ich erstarrte. Es fühlte sich an, als bekäme ich keine Luft mehr, wenn ich mich auch nur einen Millimeter bewegte. Ich schloss die Augen, aber noch immer sah ich alles vor mir. Es half nicht. Widerwillig öffnete ich sie wieder. Ich hatte keine andere Wahl: Ich würde meinem geliebten Jaques bei seinem Totenkampf zusehen müssen.

»Sieh genau hin«, flüsterte eine kalte, dünne Stimme direkt an meinem Ohr. »Das passiert mit kleinen, unbedeutenden Menschen, wenn sie sich in Dinge einmischen, die sie nichts angehen.« Ich konnte seinen Atem auf meiner Haut spüren. Dann spürte ich etwas Nasses auf meinem Gesicht. Regen? Non ... Tränen. Lautlos rollten sie über meine Wangen. Wo waren wir nur hineingeraten? War es das, was *mein* ›kleiner unbedeutender Mensch‹ Abend für Abend tat? War es das, was er auch *ihm* täglich einimpfte?

»Richte deinem wertigen Sohn und all seinen ›Kollegen‹ aus, dass es jedem so ergeht, der sich *Ihr* in den Weg stellt!«, wisperte die Stimme. Sein leises, kaltes Lachen ließ schier das Blut in meinen Adern gefrieren. »Aber vorher ...«

In diesem Moment warf das andere Monster Jaques auf den Boden. Es war ein scheußliches Krachen zu hören. Als würde ein Knochen zersplittern. Ich zuckte zusammen und endlich konnte ich wieder sprechen. »Jaques!«

Eben noch auf den Kampf konzentriert, starrte er mich an. Seine Augen weiteten sich vor Entsetzen. »TRICE!«

»Wie herzerweichend. Und jetzt lass den Dolch fallen oder ich gönne mir einen Schluck von diesem ganz ausgezeichneten Jahrgang.«

»Du verfluchtes Monster! Wag es ja nicht- hmnhg«, weiter kam er nicht. Sein Peiniger hielt ihm den Mund zu und schlug mit der anderen Hand sein Handgelenk so hart auf den Betonboden, dass der Dolch aus seinen Fingern glitt

und klirrend über den steinernen Untergrund rutschte. Sein anderer Arm lag merkwürdig verdreht neben ihm.

»Diese leeren Drohungen. Findest du nicht, dass du dich dafür in einer verdammt schlechten Position befindest?« *Hohn und Ironie.* »Weißt du ... Allein dafür werde ich jetzt das hier tun.«

Ich hörte ein seltsames Geräusch an meinem Ohr. Wie ein Zischen. Dann drückte die Hand, die mein Genick hielt, meinen Kopf zur Seite. Der andere Arm hielt mich an der Taille fest und fixierte zugleich meine Arme. Ich war in einem Schraubstock gefangen. Mein Puls schlug mir bis zum Hals. Ich hörte nur noch ihn und die erstickten Schreie meines Geliebten und schloss fest die Augen. Würde mir dieses Monstrum jetzt das Genick brechen?

»Aaah ... welch köstlicher Klang ... Ihr Blut schreit zu mir vor Angst ... und mich dürstet nach ihr« ... *Mein Blut?!* Wieder hörte ich dieses leise, kalte Lachen, »So sprechen wir doch laut euch oder?«

Dann wurde der Griff noch etwas fester und im nächsten Moment spürte ich zwei schmerzhaft Stiche in meinem Hals. Erst fuhr ich zusammen, dann versuchte ich mich zu wehren. Aber er hielt mich zu fest um zu entkommen. Erst fühlte ich ein Brennen, dann wurde mein Hals immer heißer – eine Hitze, die einmal über meinen ganzen Körper rollte –, dann folgte eine beinah angenehme Taubheit. Ich hörte nichts mehr außer einem leisen Schlucken, ich spürte nur noch die zwei Stiche an meinem Hals und die Wärme, die von ihnen ausging. Alles fühlte sich so leicht an. *Einfach loslassen.* Es sollte einfach nur alles vorbei sein ...

»... ce«

Ich wollte nicht mehr wissen, was um mich herum geschah.

»... ice ... itte ...«

Diese Taubheit war so angenehm nach all der Angst.

»TRICE, BITTE!!!!«

Plötzlich waren die zwei Stiche weg. Mit einem Schlag kamen meine Sinne zurück. Das Licht und der Lärm der Hauptstraße, Jaques Schreie, das leise, kalte Lachen an meinem Ohr. Ich blinzelte. Dann erkannte ich ihn. Jaques. Er lebte! Und wo war der andere?! Er war nirgends zu sehen.

»Das hättest du nicht tun sollen.« Die kalte Stimme hinter mir hatte sich verändert. Sie hatte einen anderen Unterton angenommen. Wenn das überhaupt möglich war, so klang sie nun noch gefühlloser. »Nun werden wir ja sehen, wie du wirklich zu unserer Art stehst.«

Der Arm um meine Hüfte löste sich. Doch die Hand um meinen Hals blieb. Ich fühlte mich merkwürdig schlaff. Beinah als hing ich nur noch an der Hand, die mich hielt. Und wieder hörte ich ein merkwürdiges Geräusch. Als würde jemand in ein Stück Fleisch beißen, als würde etwas reißen. Und dann noch ein weiteres Geräusch. Das zweite allerdings, erkannte ich auch ohne hinzusehen. Es war das leise Klacken beim Entsichern einer Schusswaffe. In Filmen klang es ganz genauso.

Ich starrte in Jaques vor Zorn und Schock geweitete Augen. Dann senkte sich mein Blick auf die Waffe in seiner Hand. Ihr Lauf zielte genau auf mich – non, auf uns.

»Ah, ah, ah! Überleg dir das gut! Du wirst unweigerlich *sie* treffen. Und noch dazu habe ich schneller ihr Genick gebrochen, als du auch nur deinen Finger um den Abzug legen kannst.« Ein blutiger Arm erschien in meinem Gesichtsfeld. »Sieh lieber zu und genieß die Show.«

Im nächsten Moment presste mir dieses Scheusal seinen blutigen Arm auf Mund und Nase, so dass ich kaum mehr atmen konnte, geschweige denn sprechen. Ich nutzte meine nun wieder freien Hände und versuchte, den Arm von meinem Gesicht zu reißen, aber er bewegte sich keinen Millimeter.

»Oho! Eine kleine Kämpferin! Sie wird eine ganz ausgezeichnete Gefährtin für mich abgeben.« Ich spürte, wie der Brustkorb meines Peinigers hinter mir bebte vor

Lachen. Der salzige Geschmack meiner Tränen vermischte sich mit dem metallenen, rostigen Geschmack seines Blutes. Ich würgte und hustete, dann begann ich zu zittern. Mein ganzer Körper fühlte sich seltsam an. So ähnlich wie nach den zwei Stichen zuvor. Überraschend leise hörte ich wilde Schimpftiraden, wie sie nur von Jaques stammen konnten.

»Jaques«, flüsterte ich kraftlos. Ich merkte, wie meine Arme herunterfielen, weil sich meine Hände nicht länger an den Arm klammern konnten. »Lass ihm das nicht ... durch ... lass ihm das nicht durchgehen ...«

Ich wusste nicht, ob er mich überhaupt noch hören konnte. Ich wusste nicht einmal, ob ich überhaupt gesprochen hatte oder nur gedacht.

Dann hörte ich den Schuss... dumpf und kurz unterbrach er die Stille um mich herum. Aber ich spürte ihn kaum. Ich spürte nur, wie mein Halt verschwand und ich fiel ...

Und fiel ...

Und fiel ...

... Je t'aime ... mon grand petit ...



»Dariel! Los! Steh wieder auf.«

Der Regen fühlte sich gut an nach dem schwülen Tag. Er kühlte. Und er zeigte mir, dass mein Körper noch mehr empfinden konnte als Schmerz. Das Shirt und die Jeans klebten an mir. Schwer drückten sie mich nieder. Einfach liegen zu bleiben war verlockend – auch wenn ich im Dreck lag. Ich hielt meine Augen geschlossen. Es war still um mich herum. Ich hörte nur die Regentropfen, die unermüdlich auf das Terrassendach und die umstehenden Bäume und Sträucher prasselten. Es war beinahe friedlich, wäre da nicht diese eine Sache ...

»Nichtsnutz! Schlaf nicht! Steh auf! Wir sind noch nicht fertig!«

Die Stimme war schneidend, kalt. Da war nichts Familiäres oder Ermutigendes in ihr. Es ging nur darum, zu gehorchen. Zu gehorchen und zu rächen. Was er nicht mehr konnte, sollte ich vollenden.

»Ich rede mit dir! Steh auf.«

Die Stimme schrie nicht. Das musste sie auch nicht. Sie hätte flüstern können und ich hätte gehorcht. Und wieder stieß der Holzstock in meine Seite. Wie ein Jäger seine Beute anstieß um herauszufinden, ob sie noch lebte. *Vielleicht sollte ich mich einfach tot stellen ...*

Nein.

Ich wusste, dass ich keine Wahl hatte.

»Aufstehn.«

Die hatte ich nie gehabt.

»Aufstehn!«

Mein Weg war klar – schon immer. Und die Stimme nur noch ein Flüstern. Direkt an meinem Ohr. Meine Chance. Der Jäger war nahe genug, selbstsicher und unvorsichtig. Ich riss meinen Arm empor und packte blind den Ursprung der Stimme. Ich riss ihn am Kragen seines Hemdes zu Boden, richtete mich selbst halb auf und starrte schwer atmend auf ihn herab – die Hände zu Fäusten geballt hielt ich ihn noch immer fest. Das karierte Hemd – Typ ›Holzfäller‹ – verdeckte einen von vielen Kämpfen gezeichneten und doch für sein Alter hoch funktionalen Oberkörper. Das Gesicht meines Gegners war vom Wetter gegerbt, das Kinn selbst jetzt noch stolz gereckt und das ehemals volle, schwarze Haar war inzwischen graumeliert und etwas dünner. Zwei eisblaue Augen starrten mich zornig an. Ein gealtertes Spiegelbild meiner selbst.

»Steh doch selber auf.« Es war mehr ein Zischen, das meiner Kehle entrann, denn richtige Worte. Ich ließ ihn los und richtete mich auf. Langsam erhob auch er sich. Noch immer loderte Ärger in seinem Blick. Schweigend musterte er mich.

»Sind wir jetzt fertig?« Ich hielt seinem Blick stand. Er mochte mich fordern und trainieren bis zur völligen Erschöpfung, aber meinen Willen hatte er nicht beugen können. Ich war stolz darauf. Wir hatten einen Weg gefunden, miteinander auszukommen. Einen Kompromiss. Ich folgte nicht all seinen Regeln, aber genügend, um zu überleben. Ich war nicht der Jäger, den er sich gewünscht hatte, aber er wusste, dass ich trotz allen Widerstands seinem Weg folgen würde. Ich hatte meinen eigenen Anreiz zu kämpfen – und zu siegen. Er musste mich nur fit halten. Jagen würde ich von selbst. Keine dieser Kreaturen hatte es verdient zu leben. Sie waren kalt; sie waren herzlos und tot. Und ich würde dafür sorgen, dass sie sich auch wie Tote benahmen.

»Wir sind noch lange nicht fertig, Sohn.« Er verengte die Augen und musterte mich dann wieder mit seinem abschätzigen Blick. Ich wusste, was in seinem Kopf gerade vorging.

Er ist nicht gut genug. Er wird nie gut genug sein. Er wird nicht reichen. Warum hat er nicht ihn genommen anstelle von ihr?

Es waren immer dieselben Gedanken. Ich konnte sie nicht hören, aber ich konnte sie sehen – in seinen leeren, kalten Augen.

»Bist du dir da sicher?« Betont langsam wandte ich mich um – weg von ihm. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er mich von hinten angreifen würde, wenn ich versuchte ins Haus zu gehen. Dennoch provozierte ich ihn. Jemanden von hinten anzugreifen war feige und unfair, aber es tat seinen Job – es war effektiv. Und in unserem Kampf gegen diese Monster gab es kein Gewissen und keine Regeln – außer einer: Keine Gnade mit ihnen!

Ich gab vor zu gehen, mein Blick richtete sich auf die spärlich beleuchtete Terrasse unseres kleinen Hauses. Der Regen zog Fäden, die im Licht der Veranda leuchteten. Aber während ich vorgab, unaufmerksam zu sein, lauschte ich auf jedes Geräusch. Erst war da nur das leise Rauschen der Bäume und Büsche im Garten, des Regens auf den Blättern. Ein vorbeifahrendes Auto hinter den hohen Mauern, die neugierige Blicke abschirmten. Doch ich ließ mich nicht beirren und konzentrierte mich auf die Geräusche, die wichtig waren.

Da! Ein leises Zischen! Ein Luftzug! Ich drehte mich gerade noch rechtzeitig herum. Sein Schienbein war nur Zentimeter von meinem Kopf entfernt – es drängte gegen meine linke Elle. Schnell veränderte ich meinen Griff und umfasste sein Bein. Ich wollte ihn weg schleudern, doch er war schneller. Zwei Sekunden später lag ich wieder am Boden.

»Verdammt!«

»Das kannst du laut sagen! Fehlende Konzentration und Hochmut sind eine schlechte Mischung! Wenn du es nicht mal gegen mich schaffst, wie willst du dann erst gegen sie ankommen?«

»Wie ich das *will*?! Du meinst wohl, wie ich das *bin*!«

»Oh bitte. Du hattest reines Glück. Wie viele hast du denn bisher erledigt hm? Zehn? Zwanzig?«

»187. Und das weißt du genau, denn du zählst sie ebenso gründlich wie ich.«

»Nichts desto trotz liegst du jetzt am Boden und es ist mein Fuß, der deinen Brustkorb niederhält – nicht umgekehrt.«

Der Fuß ... *ein* Fuß ... Im nächsten Moment schlug ich liegend mit meinen beiden Beinen nach seinem *einen* Standbein und schon lag er neben mir. Ich lachte.

»Merci. Guter Tipp.«

Ich stand schnell auf und begab mich in eine defensive Haltung. Er sollte bei mir nicht denselben Fehler entdecken, den ich zuvor an ihm gefunden hatte. Dafür entdeckte er einen anderen.

Er richtete sich auf. Langsam, ganz ohne Eile. So wie ich ihn kannte, so kannte auch er mich. Ich trat nicht nach, wenn der Gegner am Boden lag. In seinen Augen eine unverzeihliche Schwäche.

»Wie oft soll ich dir das noch sagen? Keine Schwäche und keine Gnade! Das wird nochmal dein-«

»Mein Tod sein, ich weiß, ich weiß.« Diesen Spruch hörte ich um die drei bis fünf Mal täglich.

»Dann änder endlich was an dieser Schwäche! Merze sie aus!«

Das frustrierende an diesem Satz war: Ich wusste, er hatte recht. In dem, was wir taten, gab es keine gewonnenen und verlorenen Kämpfe. Es gab den Sieg und es gab den Tod. Man hatte keine zweite Chance. Denn der Gegner war nicht zu Mitgefühl und ähnlichen Schwächen im Stande. Aber so sehr ich das auch wusste. Ich wollte nicht genauso eine

herzlose Maschine werden. Ich war ein Mensch und das sollte auch so bleiben. Nicht nur äußerlich oder durch meinen Herzschlag. Ich wollte Mensch bleiben in dem was ich dachte und tat. Was würde es sonst für einen Unterschied machen, so zu sein wie wir oder wie *sie*?

»Du weißt genau, dass das nie passieren wird.« *Auch wenn das irgendwann mein Ende sein wird.*

»Das werden wir noch sehn. Morgen das doppelte Programm. Ich werde dir diese Flausen schon noch austreiben.« Er hob ein Handtuch auf und rieb sich damit durch sein dreckverschmiertes Gesicht. Ein guter Moment für einen Angriff. Der Gegner hatte sich selbst blind gemacht und seine Hände blockiert. Ich griff ihn trotzdem nicht an. Es war nur ein Training und ging nicht um Leben und Tod – das hoffte ich zumindest täglich aufs Neue. Er ließ das Handtuch sinken und sah mich missmutig an. In seinem Blick lag nur Verachtung.

»Schwächling. Für heute ist Schluss.« Er trat den Weg Richtung Haus an und ich folgte ihm schweigend. Allerdings behielt ich einen Sicherheitsabstand bei. *Vertraue niemandem.* Das war die erste Regel, die ich von ihm gelernt hatte. Vertraue niemandem – nicht einmal deinem eigenen Vater.

Ich sollte recht behalten. Es ging alles ganz schnell und ich reagierte im Reflex: Er wirbelte herum, die Klinge auf mein Gesicht gerichtet. Ich wich nach hinten in die Brücke aus und trat ihm mit einem gezielten Kick das Messer aus der Hand. Es landete wenige Zentimeter neben meinem Gesicht mit der Spitze voran im Boden. Der Elfenbeingriff vibrierte stark auf seiner Klinge und die Fleur de Lis an seinem Heft verschwamm vor meinen Augen.

»Das war unvorsichtig! Du brauchst keine Gegner, wenn du dich selbst skalpierst. Seitlich ausweichen und blocken! Keine Zirkusakrobatik!« Ich sank ganz zu Boden und blieb auf dem Rücken liegen. Das Schlagen der Terrassentür war

wohl das Letzte, was ich an diesem Abend von ihm zu hören bekommen würde.

Hoffentlich. Es war besser so. Noch mehr von seinen Metzgerweisheiten hätte ich heute nicht mehr ertragen.

Nutze jede Chance. Traue niemandem. Keine Gnade. Der Tod gibt keine zweite Chance.

Ich starrte in den wolkenverhangenen Himmel und blinzelte dem Regen entgegen. Beinahe zwanzig Jahre trainierte er mich jetzt schon. Seit meinem sechsten Lebensjahr. *Angesichts dessen sind 187 Siege wohl wirklich kein Grund zum Feiern.* Aber wenn mir auf der Jagd keine dieser Kreaturen begegnete, dann konnte ich doch nichts dafür. Auch wenn ich vielleicht nicht immer die perfekten Jagdplätze auswählte ...

Ich war früh zu der Erkenntnis gelangt, dass Menschen eher eine Belastung für mich waren, während mir das Lesen Spaß machte. Der logische Schluss: Mich abends in Bibliotheken stehlen und dort heimlich lesen. Tagsüber waren auch dort zu viele Menschen und Bücher Zuhause zu lesen war auch keine Option: Mein Vater hätte es sicher nicht gerne gesehen, wenn ich meine Zeit mit unnützem Schund wie dem Lesen von Wilde oder Shakespeare vergeudete. Also schlich ich mich immer nachts in eine der nahegelegenen Bibliotheken von Paris. Natürlich waren sie gut gesichert, aber mit den Jahren hatte ich Mittel und Wege gefunden. Heute besaß ich sogar einen Zweitschlüssel zur Nationalbibliothek. Ich wollte mir lieber nicht vorstellen, was mein Vater mit mir anstellen würde, wenn er wüsste, dass ich in so vielen Nächten ›erfolglos gejagt‹ hatte, weil ich nicht in einen verlassenen Park oder einen überfüllten Club, sondern in eine geschlossene Bibliothek gegangen war.

Aber ich wollte lesen und ich wollte lernen. Ich wollte nicht genauso ein verbitterter, weltfremder Jäger werden, wie *er* einer war. Außerdem glaubte ich, so das Andenken meiner Mutter besser zu ehren, als nur durch pures Kämpfen und Töten. Und die heimlichen Besuche in den Bibliotheken

waren meine einzige Chance. Ein Studium gestattete er mir ebenso wenig wie eine eigene Wohnung. Trainieren und Kämpfen. Das waren offenbar die einzigen Dinge, die mein werter Vater für meine Zukunft vorgesehen hatte. Anfangs hatte ich noch versucht, mich gegen sein Diktat aufzulehnen. Dann hatte ich meinen eigenen Weg gefunden, seine Regeln etwas zu ... dehnen. Unser besagter Kompromiss. Solange ich pünktlich zu meinem täglichen Training erschien und ab und an Resultate präsentierte, stellte er keine Fragen.

Natürlich machte sich mein Vater lustig über meine 187. Er hatte schon Jahrzehnte mit seiner Jagd zugebracht. Ich fragte mich oft, wie viele es wohl bei ihm gewesen waren. Eine Zahl hatte er mir gegenüber nie erwähnt. Warum er wohl nicht damit angab? Offiziell trainierte er nur noch mich und jagte nicht mehr selbst. Aber ich war mir nicht sicher, ob er den Hunter in sich wirklich in den Ruhestand befördert hatte. Natürlich war er nicht mehr so fit und stark wie früher – er war immerhin bereits 58 und sein rechter Arm war nach einem schweren Kampf nie wieder richtig geheilt. Aber in ihm loderten noch immer ein starker Kampfgeist und ein noch stärkerer Hass auf diese Monster. Der gleiche Hass trieb auch mich an. Wir hatten beide jemanden verloren. Diejenige, die uns stets das Positive gepredigt hatte. Als sie uns verließ, veränderten wir uns beide. Meine Besuche in der Bibliothek waren seltener geworden.

Seither kämpfte ich verbissener, entschiedener.

Während ich in Erinnerungen schwelgte und vom Regen durchweicht wurde, wusch mein Vater sich wahrscheinlich gerade die Spuren unseres Trainings aus dem Gesicht. Meine kleine Schwester Emile würde bald nach Hause kommen und sie sollte frei von der Jagd aufwachsen. Nur die Männer unserer Familie waren Hunter. Emile war fünfzehn, und unglaublich intelligent. Ich bewunderte und beneidete sie dafür, was für ein Leben sie führen konnte. Sie war das

Vorzeigekind der Familie. Ich war das Rache-Werkzeug. Jeder hatte seine feste Rolle in unserem Familientheater. Als unsere Mutter starb, begann meine Ausbildung Wurzeln zu schlagen. Ihre Rolle war der Ruhepol gewesen und ihr Tod wurde mein Antrieb. Zuvor war meine einzige Motivation gewesen, die Angriffe meines Vaters zu überleben und bis zu meinem 14. Geburtstag war ich nie leibhaftig einem dieser Monster begegnet. Auch danach war es mehr eine Pflicht als eine Freude. Doch das hatte sich fünf Jahre nach jenem Geburtstag geändert: Meine Mutter war nicht einfach gestorben. Sie war grausam ermordet worden. Bis heute suchte die Polizei vergeblich nach dem Mörder. Ich hatte auch gesucht – aber nicht vergeblich. Nach ihrem Tod hatte ich meinen Vater gebeten, mich öfter auf die Jagd zu schicken. Er war meiner Bitte nachgekommen und sichtlich zufrieden mit meiner Entwicklung. Zwei Monate später hatte ich den Schuldigen gefunden und in die Nacht geschickt. Ich war schon beinahe etwas zu schnell damit gewesen. Er hätte mehr leiden sollen ... vielleicht war ich deshalb auch so freigiebig im Erdolchen seiner Artgenossen. Sie alle konnten an seiner Stelle ›mit-büßen‹.

Der Gedanke, dass auch nur ein Monster frei und munter herum lief, während meine Mutter durch deren blutrünstigen Biss hatte sterben müssen ... Nein. Sie verdienten es nicht zu leben. Kein Einziger!

Es mochte ein egoistischer und engstirniger Grund sein und vielleicht klang er auch weit hergeholt. Wäre sie von einem Auto überfahren worden, hätte ich auch nicht alle Wagen abfackeln können, die mir begegneten. Dennoch. Der Grund reichte mir. Und mein Vater konnte sich sicher sein, dass mir dieser Grund auch weiterhin Anreiz genug sein würde.

Auch ihn hatte der Tod seiner geliebten Trice – Beatrice – verändert. Er war härter geworden. Früher hätte ich nicht gedacht, dass das noch möglich wäre. Er war schon immer streng gewesen. Aber mit ihrem Tod hatte ich nicht nur

meine Mutter verloren, sondern auch meinen Vater. Was ich noch hatte, war ein Trainer, ein Schlächter.

Manchmal fragte ich mich, was mit ihm geschehen würde, wenn auch noch Emile von uns ginge. Sie wusste von nichts. Ihr zu Liebe erhielt er die Familie als solche aufrecht. Ihr zu Liebe spielten wir ihr irgendeine Karikatur eines Vater-Sohn-Dramas vor. Sie schämte sich wahrscheinlich sogar für mich. Offiziell hatte ich meine Verletzungen ja schließlich von Prügeleien in der Nachbarschaft.

Es schien niemanden zu stören, dass ich mich gar nicht mit Jugendlichen aus der Nachbarschaft auch nur unterhielt, geschweige denn schlug. Es war eine einfache und für alle Unbeteiligten angenehme Erklärung meines dauerhaft desolaten Zustandes. Erstaunlich, wie viele Lügen Menschen schlucken konnten, wenn sie nur bequem genug waren.

Ich richtete mich langsam auf und untersuchte mich wie gewöhnlich auf Verletzungen. Nicht mehr als das Übliche. Ein paar blaue Flecken und Schürfwunden würden bleiben. Nur meine linke Seite schmerzte etwas mehr. Vielleicht eine Prellung. Aber ansonsten hatte ich mich ganz gut geschlagen. Auch die Umgebung hatte verhältnismäßig wenig abbekommen. Die wenigen vorhandenen Gartenmöbel standen noch. Sogar die Regentonne, die wir regelmäßig auswechseln mussten, weil sie auf mysteriöse Weise immer wieder zersplitterte, wenn größere, wilde Tiere darüber herfielen – mitten in Paris.

Wie spät es wohl inzwischen war? Meine Tagträumerei hatte mich wertvolle Zeit gekostet. Ich musste mich beeilen, wenn ich halbwegs anständig aussehen wollte, bevor Emile nach Hause kam. Das Training war exakt aufeinander abgestimmt. Mein Vater brachte sie zum Ballettunterricht – währenddessen wärmte ich mich auf. Er kam zurück und wir trainierten. Er säuberte sich und ich bereitete das Abendbrot vor. Und wenn ich Glück hatte, war ich im Bad bevor sie allein wieder zurückkam. War ich nicht schnell genug,

musste ich wieder den Bruder spielen, der sich geprügelt hatte.

Als würde ich auch nur einen blauen Fleck kassieren, wenn ich mich mit irgendwelchen halbstarken Typen prügeln würde. Man könnte es nicht einmal so nennen – prügeln. Ich bräuchte einen Schlag. Außerdem war ich mir sicher, dass Emile dieses Spiel schon längst durchschaut hatte. Sie war viel zu klug, um auf dieses Theater hereinzufallen. Aber wahrscheinlich war sie auch klug genug, ihr Wissen zu verschweigen. Nur ihre Blicke manchmal ... Sie verrieten mehr. Sie hatte Fragen und wollte zu gern die Antworten einfordern.

Ich wusch mir die verdreckten Hände und deckte schnell den Tisch, als ich auch schon ihren Schlüssel die Haustür öffnen hörte. Ich lief rasch die Treppe hinauf in mein Zimmer. Vater war noch im Bad und so blieb mir keine andere Fluchtmöglichkeit. Ich schloss hinter mir die Tür und lehnte mich von Innen dagegen. Mit geschlossenen Augen lauschte ich um zu erfahren, ob ich heute noch die Chance hatte, unentdeckt ins Badezimmer zu kommen.

Unten war eine klare, weibliche Stimme zu hören. »Bonsoir! Papa? Dariel? Seid ihr da? Ich bin wieder zu Hause. Das Training war wirklich ätzend heute.«

Nicht nur deins ... Ich schwieg lieber. Wer wusste schon, welche Ausrede sich mein Vater hatte einfallen lassen. Ich hörte es rumpeln und klappern im Nebenzimmer und dann die Stimme meines Vaters. Sie war massiger und lauter – nicht zuletzt, weil er viel näher war –, aber meiner Schwester gegenüber schwang ein Anflug von Wärme mit, den ich noch nie vernommen hatte, wenn er mit mir sprach.

»Ich komme gleich, meine Kleine. Setz dich doch schon mal an den Tisch.«

Mit diesen Worten trampelte er lautstark die Treppe hinunter. Ich nutzte die Gelegenheit, rannte schnell ins Bad und schloss möglichst geräuschlos die Tür hinter mir. Ebenso schnell riss ich mir das zerschundene Shirt herunter und

warf es in den Müll. Es war eh nicht mehr zu retten. Ich starrte in den Spiegel. Er war noch von der Dusche meines Vaters leicht beschlagen. Aber ich konnte sie deutlich sehn, die Hämatome um mein rechtes Auge herum und die aufgeplatzte Lippe. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie sie aufgeplatzt war. Rasch leckte ich das Blut ab. *Igitt*. Wie konnte ihnen diese scheußliche, metallische Flüssigkeit nur schmecken?

Zum Glück war ich nicht so blass wie diese Monster. Dafür trainierte ich zu viel im Freien. So waren meine Blessuren wenigstens etwas getarnt. Mein schwarzes Haar stand noch wirrer als üblich von meinem Kopf ab. Der Regen hatte sein Übriges zu meinem erbärmlichen Zustand beigetragen.

Ich lauschte weiter den Stimmen im Erdgeschoss. Auch eine seiner Regeln: *Gib niemals deine Deckung auf. Fühl dich niemals sicher*.

»Fang ruhig schon mal an Dad. Aber ich muss nochmal schnell ins Bad. Ehrlich. Ich bin ja total verschwitzt.«

Ich erstarrte. Sie will ins Bad! Noch während sie sprach, hörte ich die alte Treppe unter ihr knarren. Sie würde mich sehen, egal wie schnell ich hier abzuhaufen versuchte.

»Wo ist eigentlich mein lieber Bruder? Mal wieder unterwegs?« Ich wühlte im Mülleimer um mir wenigstens das Shirt wieder über zu ziehen. Besser schmutziges, kaputtes Shirt als geprellte Rippen und – war das Blut an meinem Shirt? – Platzwunden. Ich starrte angespannt mein Spiegelbild an. Wie sollte ich ihr *das* erklären?! Auf einmal bewegte sich die Türklinke. Jetzt war ihre Stimme ganz nah. »Papa! Er ist nicht weg, er ist im Bad! Das musst du doch gemerkt haben!« Sie lachte. Noch. Schnell zog ich das dreckige Shirt über und öffnete die Tür.

Sie wäre fast in mich hineingefallen, als ich die Tür aufzog. »Dariel!« Emile stand vor mir wie ein kleiner Engel mit ihrer fast schon blonden Mähne. Für einen Moment huschten ihre klaren blauen Augen über meine Erscheinung. Die Augen hatten wir gemeinsam; an ihnen sah man, dass wir

Geschwister waren. »Hast du dich schon wieder geprügelt?!« Sie starrte mich an. Ihre Stimme war leise und klang tadelnd und etwas ironisch, aber ihr Blick drückte pures Entsetzen aus – und Angst. Ich lag richtig mit meiner Vermutung. Sie ahnte definitiv etwas. Als sie geboren wurde, war ich zehn und schon mitten im Training. Sie hatte es von Anfang an miterlebt. Ich hätte zu gern gewusst, wie viel ihr inzwischen klar war. Aber wenn ich ihren fragenden Blick erwidert hätte, hätte ich mich selbst damit verraten und ihr nur noch mehr Stoff für Spekulationen gegeben. Lieber ließ ich das falsche Bild von mir zu, als sie mit in diese gefährliche und dunkle Welt hineinzuziehen.

Wortlos ließ ich sie vor der Badezimmertür stehen und drängte mich an ihr vorbei. Bloß weg. Raus wäre gut. Aber nicht so wie ich jetzt aussah. *Dann eben in mein Zimmer.*

Erst als die Zimmertür hinter mir wieder ins Schloss fiel, atmete ich auf. Das Licht ließ ich aus. Es war unnötig. In meinem Zimmer gab es nichts zu sehen. Stattdessen sah ich das besorgte, fragende Gesicht meiner Schwester vor mir: Die großen Augen mit einem traurigen Schimmer, ihr zartes, herzförmiges Gesicht ... *Mein kleiner Engel.* Emile sollte nicht beschmutzt werden. Weder von diesen Monstern, noch von meiner Geschichte oder gar mir selbst. Wenigstens sie sollte eine Zukunft haben, wie ich sie nie haben würde. Schule, Ballettstunden, Freunde, Partys – eine eigene Zukunft. Dafür würde ich alles tun, jedes Sondertraining über mich ergehen lassen und jedem verdammten Monster einen Dolch ins Herz jagen.

Warum gab es diese blutgierigen Biester überhaupt? Wären sie nicht, hätte ich normal aufwachsen können, dann wäre Mutter noch am Leben und ich müsste keine Geheimnisse vor meiner eigenen Schwester haben. Wahrscheinlich wäre sogar mein Vater erträglicher.

Oder er wäre noch schlimmer, weil ihm seine Mission fehlt.

Ich hatte mich oft gefragt, wie das alles wohl angefangen hatte ... mein Vater hatte sich nie mit dem Erzählen von Legenden und Geschichten aufgehalten. ›Die Vergangenheit ist unwichtig, rette lieber deine Haut in der Gegenwart‹, pflegte er zu sagen.

Ich sank an der Zimmertür nieder. Der Boden hatte wirklich eine merkwürdige Anziehungskraft auf mich. Beinahe so, als dürfte ich mich nicht erheben. Ich atmete tief durch. Im Grunde hatte mein Vater recht. Es war nicht wichtig, was geschehen war. Nichts von dem konnte rechtfertigen, dass diese Monster durch die Welt irrten und Menschen töteten. Wenn Emile das Bad verlassen haben würde, wollte ich duschen und dann jagen gehen. Ich musste heute jagen. Ich musste etwas tun – etwas, das mich vom Denken abhielt.

Ich hatte lang genug versucht, auf eigene Faust Nachforschungen anzustellen und zu begreifen, was hinter all dem steckte. In den Bibliotheken und im Internet war ich auf alles Mögliche und Unmögliche gestoßen. Lauter hohlen Humbug über die ›Geschöpfe der Nacht‹. Sie hatten so unzählig viele verschiedene Namen. Für mich waren sie untote Monster – nicht mehr und nicht weniger. Ich konnte nicht verstehen, wie man ihnen Musicals, Bücher und Filme widmen konnte und erst recht nicht, warum heute so viele für diese Kreaturen schwärmten.

Ich war mir sicher, dass niemand von diesen ›Fans‹ auch nur die Spur einer Ahnung hatte, wen oder was sie da so anhimmelten. Aber ich wusste es. Ich wusste, dass sie Mörder waren, seelenlos und tot.

Diesmal würde ich die Hades mitnehmen. Sie war die Waffe meines Vaters und schon ewig im Besitz unserer Familie. Ihr Name stand für den Ort, an den die Wesen gehörten, die wir damit töteten: Die Unterwelt, die Hölle, den Tod. Dem Anschein nach war sie ein alter, unauffälliger Revolver. Nur mit dem kleinen Unterschied, dass sie zur Gänze aus reinstem Silber bestand – inklusive des Griffs und

der Kugeln. So war nicht nur ihre Munition eine gute Waffe, sondern ebenso auch sie selbst. Keiner der Blutsauger hätte sie auch nur berühren können. Und das Beste war, dass ihr niemand ansehen konnte, wie gefährlich sie war, weil sie eine pechschwarze Legierung trug – dünn genug, um die Wirkung des Silbers nicht zu schmälern, aber deckend genug, um ihr tödliches Geheimnis vor den gierigen Blicken der Monster zu verbergen.

Ich bewunderte diese Waffe schon immer. Vater überließ sie mir nicht. Ich sollte weiter mit dem Dolch arbeiten. Laut ihm war ich noch nicht so weit. Aber heute Nacht würde ich sie mitnehmen. Ich hatte seit Jahren heimlich mit ihr geübt und nun würde ich ihm beweisen, dass ich mit ihr umgehen konnte.

Diese Nacht musste etwas verändern.

A stylized black dragon with wings spread, facing right, with its tail curving under the text.

KAPITEL II

ISSUE UNFISCHEN JAGDSCHNITT

Geduscht und halbwegs wiederhergestellt lief ich die nassen Straßen hinunter, durch den Parc de Bercy und über die Fußgängerbrücke auf die andere Seite der Seine. Zum Glück regnete es nicht mehr so stark. Die Luft war angenehm kühl für Mai. Ganz in der Nähe war ein neuer, zurzeit ziemlich angesagter Club. Ich wollte heute nicht erst lange Wanderungen unternehmen. Ich wollte einen Kampf haben. Und ich war mir sicher: Ich würde ihn auch bekommen.

Vater wollte immer, dass ich möglichst weit entfernt von unserem Haus jagen ging. Sie sollten meinem Geruch nicht Heim folgen können. Ich hielt das für übertrieben. Wen ich traf, der überlebte nicht. Also gab es auch niemanden, der mir danach hätte folgen können.

Als ich vor dem ›River Side‹ ankam, atmete ich noch einmal tief durch. Der langen Schlange der Wartenden nach, würde es im Club sicher stickig und voll sein. Ich wollte einen klaren Kopf behalten und vor allem geschärfte Sinne. Da drin würde genau das sehr schwer werden. Aber für *sie* würde es sein wie im Schlaraffenland. Es gab ein Überangebot an unfreiwilligen Spendern. Da drin würden es die Menschen nicht einmal merken, wenn einer von ihnen verschwand. Also war der Club das perfekte Jagdrevier – für *sie* und damit auch für *mich*.

Die meisten von ihnen jagten aber nicht blind den erst besten Blutspender, der ihnen in die Arme lief. Sie suchten sich ihre Opfer sorgsam aus. Es musste jemand sein, der

zwar interessant genug war, aber auch allein und unwichtig genug. Und genau so jemandem würde ich entsprechen. Die Gratwanderung war schwer. *Ihnen* musste ich auffallen, aber den Menschen umher durfte ich es nicht.

Ich sah an mir herunter und prüfte mein Auftreten. Schwarze Jeans und ein schwarzes Hemd, darüber eine ebenso schwarze Lederjacke. Schwarz war wichtig. So fielen Blutspuren nicht so schnell auf. Ein Hemd war verlockender für diese Monster, da sie besser an meinen Hals kommen und den Biss zugleich gut verbergen konnten. Und die Lederjacke wiederum verbarg die Hades und nebenbei auch die Blessuren des Trainings. Die Flecken und Kratzer im Gesicht hatte ich versucht, etwas zu verdecken – mit Hilfe der Schminkutensilien meiner Schwester. Ich war froh, dass meine Haare lang genug waren, um wirr in mein Gesicht zu hängen und so das Schlimmste zu verbergen. Vater regte sich immer über meine Haare auf. ›*Mit diesen langen Zotteln im Gesicht sieht man den Gegner nicht kommen!*‹ Ich hatte in diesem Punkt noch nie einen gesteigerten Wert auf seine Meinung gelegt. Heute war ich zumindest froh, diese ›langen Zotteln‹ zu besitzen. Meinen Dolch hatte ich mir an mein Bein geschnallt – direkt über dem Knöchel. Meine Jeans war weit genug, um ihn halbwegs zu verbergen. Zufrieden mit meinem Look lief ich an der Schlange vorbei bis zum Türsteher. Erst wollte er mich aufhalten, aber dann erkannte er mich, nickte mir zu und ließ mich weitergehen. Es war durchaus nützlich, sich in der Szene einen guten Namen gemacht zu haben.

Als ich den Club dann betrat, wurde ich sofort von einer Woge aus Lärm, Wärme und Gerüchen überflutet. Verschiedene Parfüms, Deos und Aftershaves mischten sich mit dem Schweiß von mindestens 200 Tanzenden. Der Club hatte keinen separaten Eingangsbereich. Man fiel mehr oder minder direkt in den großen zentralen Saal, der mit Betonsäulen umgeben war. Was ihm gleich zu Beginn Schlagzeilen gebracht hatte, war das Herzstück des Clubs:

Mitten auf dem Dancefloor stand das Pult des DJs. Es war kreisrund und wirkte durch seine Höhe und mit all den LEDs beinah wie ein Leuchtturm. An einer Seite zwischen den Säulen stand etwas erhöht eine lange Bar mit zwei nicht unattraktiven Barkeeperinnen in eher knappen Outfits. Sie waren unermüdlich damit beschäftigt, ihre willigen Gäste abzufüllen und dabei die zu anzüglichen Verehrer abzuschütteln. Auf der anderen Seite war die Treppe zu den Toiletten – wie immer dekoriert mit einer schillernden Schlange von High Heels inklusive Besitzerinnen. Darüber hinaus gab es überall außerhalb der Säulen kleine Nischen und Sitzecken. Jede war etwas anders. Die Designs stammten aus verschiedensten Stilepochen und passten eigentlich überhaupt nicht zusammen, so viel war sogar mir klar. Wahrscheinlich machte genau das den Reiz aus.

Kunst.

Mein erster Weg führte mich direkt zur Bar. Nun. So direkt das durch ein paar hundert Tanzende hindurch ging. Auf diese Weise durchquerte ich einmal unauffällig den gesamten Club und konnte vom leicht erhöhten Barbereich aus Ausschau nach Beute halten. Das praktische war, dass ein solches Verhalten in einem Club nicht auffiel. Ich konnte nach jemandem suchen, mit dem ich verabredet war. Eine perfekte Tarnung. Leider auch für meine Beute, die ihrerseits auf der Jagd war.

Aber in dieser Nacht würde Nummer 188 fällig sein. Das wusste ich einfach. Ich bestellte mir irgendeinen Drink. Ich würde ihn sowieso nicht trinken. Nur daran nippen. Ein betrunkenen Einzelgänger wäre das perfekte Opfer, aber ein halbvolles Glas sollte diesen Eindruck zur Genüge vermitteln. Und schließlich wollte ich ein perfektes Opfer sein und am Ende auch ein perfekter *Jäger*.

Ich musste nicht lange warten, da betrat eine von ihnen den stickigen Raum. Ihr blondes Haar hob sich kaum von ihrer blassen Haut ab. Ihre blauen Augen schienen beinahe zu leuchten. Ich konnte sie bis hierher sehen. Sie würden